

Orpheus (1)

Sachsens Kurfürst war gestorben und seine Gemahlin fühlte sich wie neugeboren, obschon sie Friedrich Christian gemocht und ihm seine Zuneigung mit fünf Söhnen und zwei Töchtern vergolten hatte. Insgesamt war sie in sechzehn Jahren Ehe elfmal niedergekommen. Das erste Kind starb nach der Geburt, das letzte kam tot zur Welt. Außerdem erlitt sie zwei Fehlgeburten. Über die Totgeburt erschrak sie sehr. Ihr Leibarzt, dem sie so wenig traute wie allen anderen Ärzten, behielt immerhin Recht damit, als er ihr Malheur den langen Ausritten zuschrieb, auf die sie nicht verzichtet hatte, selbst als sich ihr Bauch schon wölbte.

Maria Antonia wusste um ihren Leichtsinn und beharrte dennoch darauf, dass eine Totgeburt ein schlimmes Omen sei. Fortan verweigerte sie ihrem Gemahl Bett und Beischlaf. Friedrich Christian litt seit seiner Geburt an einer Lähmung beider Füße und saß meist im Rollstuhl. Seine Behinderung war schuld daran, dass er für den geistlichen Stand vorgesehen war, doch wollte er nichts davon wissen und ließ sich zu keinem Thronverzicht bewegen. Er war überzeugt, dass mangelnde Körperkraft durch kluge Politik mehr als wettgemacht werden könne.

Seiner Frau vergaß er nie, dass sie ihn, den Krüppel, ohne Murren geheiratet hatte. Soviel er wusste, war sie ihm immer treu gewesen. Dafür liebte er sie und fühlte sich ihr verbunden. Zumal sie eine große Leidenschaft für die Musik teilten. Im Laufe der gemeinsamen Jahre hatten sie den gleichen Geschmack entwickelt: in Fragen des Stils, der Mode und des Essens. Auch stimmten sie oft im Urteil der Menschen ihrer nächsten Umgebung überein. Als er tot war, las sie in seinem Tagebuch: Maria ist mein zweites Ich. Das fand sie rührend und übertrieben.

Friedrich Christian verward ihren Auszug aus dem gemeinsamen Schlafgemach nicht. Kaum war ein Jahr vergangen, wurde er krank, und die Pocken rafften ihn dahin. Mich trifft keine Schuld, sagte Maria und stampfte auf. Sie war theatralisch. Doch ihr Gewissen scherte sich nicht um Posen. Es warf ihr vor, von Friedrichs Tod zu wenig erschüttert zu sein. Das stimmte. Missfallen hatte ihr die unheroische Art seines Endes. Von Tag zu Tag war er schmaler geworden und geschrumpft. Elend hatte er aus seinem Kissen zu ihr hoch geblinzelt. Natürlich empfand sie da Mitleid, aber auch großes Befremden.

Als zu merken war, dass es immer schlechter um ihn stand, ließen ihn die Ärzte zur Ader, führten gelehrte Debatten und standen am Ende doch nur, wie stets in solchen Fällen, hilflos herum. Die Wissenschaften hatten enormen Aufschwung genommen, doch war davon so gut wie nichts in der Heilkunst angekommen. Maria fand das empörend. Sie schüttelte den Kopf, dass die Löckchen ihrer Perücke hin und her flogen. Sie waren mit parfümiertem Puder bestäubt, der nach allen Seiten flockte und die Fürstin in eine wohl duftende Schneewolke einhüllte. Friedrich Christian war davon wie betäubt gewesen. Sie roch einfach zu verführerisch. Aber nur, weil ihr künstlicher Haarschmuck fest auf dem verschwitzten, juckenden Kopf saß. Doch galt das ja für alle schönen Dinge: nie durfte man sich unterstehen, an ihrer Fassade zu kratzen, und schon gar nicht mit der Nase in verbotene Zonen geraten ...

Als der Kurfürst von seinen Leiden erlöst war, erfasste Maria ein Schwindel erregendes Gefühl der Schwerelosigkeit. Sie überließ sich ihm wie einem Vollblutpferd, dem man die Sporen gibt und das daraufhin losprescht, als würden ihm Flügel wachsen – mächtige Schwingen, die Ross und Reiter hoch ins Firmament reißen. Aus heiterem Himmel schoss ihr eines Tages durch den Kopf: *alle Engel sind schrecklich*. Der verstörende Gedanke, von dem sie nicht wusste, woher er stammte, holte sie auf den Boden der Tatsachen zurück. Hatte sie sich nicht in den ersten Wochen seines Siechtums eingebildet – nein, nicht eingebildet, sondern lebhaft ausgemalt – dass sie Friedrich Christian hinterher sterben wolle? Auch das war ein starkes Gefühl gewesen. Ein stimulierender Schmerz, der durch den Körper fuhr.

Damals hatte sie an einem Libretto zu schreiben begonnen. Allerdings merkte sie schon bald, dass ihr das Motiv der trauernden Gattin, die ihrem Mann in den Tod folgt, auf Dauer nicht behagen würde. Eines Tages hörte sie, dass Gluck in der Oper, die zuletzt von ihm aufgeführt wurde, die Geschichte von Orpheus und Eurydike vertont hatte. Auch da ging es um einen übermächtigen Trennungsschmerz, doch führte das bei Orpheus nicht zu Verzweiflung und Selbstmord, sondern zu dem heroischen Versuch, die verstorbene Eurydike ins Leben zurückzuholen.

Das war ein Stoff nach Marias Geschmack. Eine Komtesse aus Wien, die der Uraufführung beigewohnt hatte, erzählte ihr von der sehr zu Herzen gehenden Musik und konnte sogar den Text einer Arie hersagen, die am meisten Applaus erhalten hatte. In ihr beklagte sich Orpheus über den Verlust, den er durch Eurydikens Tod erlitt. Seine Worte, die das Publikum zu Tränen

rührten, hatte ihm der Librettist Calzabigi in den Mund gelegt: *Ach, ich habe sie verloren / All mein Glück ist nun dahin / Wär', oh wär' ich nie geboren / Weh, dass ich auf Erden bin.*

Man tuschelte, Signore Calzabigi sei ein Freund des berühmt berüchtigten Giacomo Casanova, dem die Flucht aus Venedigs Bleikammern gelungen war. Mutmaßungen dieser Art lösten auch bei Maria ein gewisses Prickeln aus. Jedenfalls interessierte sie die Freundschaft des Dichters mit dem Schürzenjäger mehr als dessen Version des Orpheus-Stoffs. Sie wollte einen eigenen Zugang finden und beließ es daher bei der Lektüre antiker Autoren. Dort erfuhr sie, was ihr wichtig war. So bei Vergil, der die Orpheussage zum Anlass genommen hatte, um der Endgültigkeit des Todes mit der These vom ewigen Werden und Vergehen zu widersprechen.

Der Römer hatte sich zu diesem Zweck eine Geschichte zu Aristaios einfallen lassen, der am Unglück des Orpheus Schuld war. Aristaios hatte Eurydike nachgestellt, um sie zu vergewaltigen. Bei ihrer Flucht trat sie auf eine Giftschlange, an deren Biss sie starb. Damit ihm die Götter nicht zürnten, entschloss sich der Übeltäter zu einem großmütigen Opfer. Er schlachtete vier Stiere und vier Kühe und sein Kalkül ging auf. Die Olympier ließen sich besänftigen und hielten ihn sogar eines Wunders für würdig: bevor der Opfergestank unerträglich wurde, verwandelten sie die Tierkadaver in Honigbienen, die in alle Himmelsrichtungen ausschwärmten.

Auch Maria wollte keinen Tod dulden, ohne dafür ein neues Leben zu gewinnen. Noch wusste sie nicht, wie dieser Handel zu bewerkstelligen war. Wichtig erschien ihr, dass die Tatkraft des antiken Helden ihrem eigenen Wesen entsprach. Es kümmerte sie nicht, dass Eurydikes Rettung fehlgeschlagen war. Was allein zählte, das waren die außergewöhnliche Musikalität des Orpheus und seine Verwegenheit, den Gang ins Totenreich zu wagen. Maria sah in dem heroischen Sänger die höchste Daseinsform des Menschen. Sie beschloss, nicht nur das Libretto, sondern ebenfalls die Musik zu dieser Oper zu schreiben, die dann ganz und gar zu *ihrer* Oper würde.

Unwillkürlich musste sie lächeln. Ging sie gerade daran, die Geschlechterrollen zu vertauschen? Im Theater war das nichts Besonderes. In ihrem Fall verhielt es sich freilich so, dass sie in keine Rolle schlüpfte, die sie wieder abstreifen konnte. Hierzu hatte sie sich schon zu stark mit Orpheus identifiziert. Lag es in ihrer Macht, das zu ändern? Es war eine Tatsache, dass Friedrich Christian im Sterben lag und nicht sie. Höheren Orts war ihr der Part des Helden zugedacht worden. *Sie* musste ihn aus der Hölle holen und nicht umgekehrt.

Wirklich aus der Hölle? Das nun gerade nicht. Weder war das antike Schattenreich ein Inferno, noch hatte ihr Mann in Sünde gelebt. Das traf eher schon auf ihren Vater zu. Niemand konnte Friedrich Christian etwas Schlechtes nachsagen. Dass er sie so häufig schwängerte, hatte dynastische Gründe. Von unehelich gezeugten Söhnen, die ihrem Ältesten den Thron neiden könnten, wusste sie nichts. Auch hatte sie in der kurzen Zeit seiner Regentschaft nach Gusto mitregieren dürfen. Auf ihr politisches Urteil war großer Wert gelegt worden und eine Zeitlang hatte man ihr den gesamten Staatshaushalt anvertraut.

Als es mit ihm zu Ende ging, wurde Maria mit dem Libretto fertig und begann sich Gedanken darüber zu machen, wer aus dem Ensemble der Hofoper für welche Rolle infrage kam. Selbstverständlich würde sie mitsingen. Schon als Fünfzehnjährige hatte sie die Hauptrolle in einer Pastorale Ferrandinis übernommen. Das war am Hof ihres Vaters Karl Albrecht gewesen, des Kurfürsten von Bayern, der drei Jahre später zu einem der bedauernswertesten deutschen Kaiser gekrönt wurde, die es bis dato gegeben hatte.

Die Heirat seiner zweitältesten Tochter mit Friedrich Christian erlebte er nicht mehr. Schon bei der Krönung in Frankfurt hatten ihm seine Nierensteine solche Schmerzen bereitet, dass er die Zeremonie nicht genießen konnte. Und damit nicht genug: zwei Tage nach seiner Amtserhebung rückten Habsburger Soldaten in München ein und beraubten den frisch gekürten Kaiser seiner Stammlande. Er musste mit der Familie im Hessischen bleiben und Ehrentitel verkaufen, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. (Auf diese Weise kam Goethes Vater zum Titel eines *Wirklichen Kaiserlichen Rates*, denn er hatte *wirklich* 300 Gulden dafür bezahlt.)

Maria war damals achtzehn Jahre alt. Zwei Jahre lang lebte sie mit Vater, Mutter und Geschwistern im Frankfurter Exil. Mutter Amalie war eine Kusine ausgerechnet jener Maria Theresia, deren Truppen ihre Heimkehr verhinderten. Die kaiserliche Familie residierte im Backhausenschen Palais, dessen Grundstück an den Garten des Palasts derer von Thurn und Taxis grenzte, die das Reichspostwesen unter sich hatten. Fürst Alexander Ferdinand war ein enger Freund ihres Vaters. Er hatte die Wahl des Bayern zum deutschen Kaiser nach Kräften befördert.

Oft waren sie zu Besuch im nachbarlichen Garten, wo Maria Bekanntschaft mit einer recht merkwürdigen Person machte. Es handelte sich um den Hofrat und Verwalter der Besitztümer der Fürsten von Thurn und Taxis. Vom ersten Augenblick an war ihr seine lange spindeldürre Gestalt ins

Auge gefallen, die er mit den eng anliegenden Beinkleidern noch betonte. Erzählt wurde, er habe in Italien gelebt und dort eine lungenkranke Sopranistin geheiratet.

Nach deren Tod war er nach Deutschland zurückgekehrt. Die unbeabsichtigte Komik seiner Aussprüche und Gesten, hinter denen sich sein scheues Wesen verbarg, und sein exceptionelles Geigenspiel verfehlten nicht ihre Wirkung auf Maria. Sie war fasziniert vom beseelten Ton, den er seinen Instrumenten entlockte. Davon besaß er eine Menge. In seiner Wohnung stand eine Truhe, die bis zum Rand gefüllt war mit Violinen, die er in seiner Freizeit zerlegte, um an die Teile heranzukommen, die ihm für ihre Klangsönheit verantwortlich schienen.

Um einmal in seinem Leben ein vollkommenes Instrument spielen zu können, fügte das dürre Männlein unermüdlich Stimmstöcke, Decken, Zargen und Bassböden etc. zu neuen Klangkörpern zusammen. Das Neue, belehrte er Maria mit schnarrender Stimme, sei stets eine Rekombination des Alten. Hierbei zog er die Vorsilbe Re- in die Länge, schlug mit seinen Ärmchen den Takt dazu und skandierte »das reee-kombi-nier-te Al-te« wie das Ende eines Hexameterverses.

Als sich Maria von ihm verabschiedete, weil die Familie nach München zurück durfte, schenkte ihr der Hofrat ein Miniaturdöschen, das er für sie mithilfe einer winzigen Drehbank aus Hasenknochen angefertigt hatte. Das war umso erstaunlicher, als ja diesem Kauz die meisten Menschen völlig gleichgültig waren. Der Kaiserin wäre er sicher unheimlich gewesen, wenn sie ihn denn zur Kenntnis genommen hätte, doch ignorierte sie die Frankfurter Gesellschaft. Als besorgte Mutter, die sie nicht war, hätte sie Maria den Umgang mit dem verrückten Geigenbauer verbieten müssen.

Es hatte ihn nämlich eine heftige Neigung zu jungen Mädchen gepackt, die mit dem Alter immer stärker wurde. Man konnte es seinen stieren Blicken, mit denen er sie verfolgte, entnehmen und der Tatsache, dass ihn ihre Nähe magisch anzog. Er war von der Idee besessen, die nackten Beine, die sich unter ihren Kleidern versteckten, anschauen und berühren zu dürfen. Da er seiner verbotenen Obsession kein Ventil zu verschaffen wusste und – sehr gehemmt wie er war – sich nie auch nur zu der harmlosesten Berührung hinreißen ließ, wurde sein Begehren immer heftiger und unabweisbarer. Gebetsmühlenhaft redete er sich zu, eines Tages die perfekteste Violine und die makellosesten Mädchenbeine in Händen zu halten. War da überhaupt ein Unterschied? Zärtlich würde er sie an sich drücken, tausendmal küssen und vor Glück heiße Tränen vergießen ...

Immer wenn sich der Hofrat mit solchen Glücksverheißungen beruhigen wollte, tauchten weitere Phantasien in ihm auf, scheußliche Sachen, von denen er nichts wissen wollte und von denen er doch nicht lassen konnte. Seine geschickten Finger, die beim Violinspiel die schwierigsten Passagen bewältigten, nestelten sich dann traumwandlerisch durch Knopfleisten und verschnürte Kleidchen in verbotene Körperzonen vor. So erregend das war, erschrak es ihn auch sehr und endete stets damit, dass sich seine verpönte Lust zu einer fürchterlichen Migräne auswuchs. Dann drohte ihm der Kopf zu platzen. Fest presste er beide Hände an die Schläfen und wankte schmerzgebeugt von Zimmer zu Zimmer.

Mit der Zeit führte sein Zustand dazu, dass seiner Produktivität von zwei Seiten eine Grenze gezogen war: von der musikalischen, da er in den letzten Jahren, die er in Freiheit verbrachte, seine frisch erworbenen Instrumente nur noch demontierte und nicht mehr neu zusammensetzte; und in sexueller Hinsicht, da er von heiratsfähigen Frauen nichts mehr wissen wollte. Als es immer einsamer um ihn wurde, brannte sich ihm ein blasphemisches Altarbild in die Seele, worauf ein strahlend blauer Himmel zu sehen war mit einer bauschigen Wolke, aus der wie aus einem Röckchen zwei schlanke Beinchen baumelten. Dies Bild raubte ihm den Schlaf *und* den Verstand. Seine letzten Jahre verbrachte er in der Irrenanstalt.

Während Maria ihre Langweile mit Musik vertrieb und manches Duo mit dem Hofrat einstudierte, den sie auf dem Cembalo begleitete, litt ihre Mutter darunter, fernab ihrer prächtigen Hofhaltung in einer nüchternen Bürgerstadt leben zu müssen. Am meisten sehnte sie sich nach ihrem hübschen Jagdschlösschen in Nymphenburg. Ein kleinwüchsiger Belgier hatte es erworben. Er stand als Hofzweig im Dienst ihres Schwiegervaters. Als solcher durfte er an seinem Fürsten Handlungen vornehmen, die ihm den rechtmäßigen Titel eines 'Glücksbringers' einbrachten und großzügig vergolten wurden. Marias Mutter ahnte nichts davon; sie wusste nur, dass der Zwerg an der Königlichen Architekturakademie in Paris studiert hatte und kurz vor dem Tod seines Dienstherrn zum Hofbaumeister ernannt worden war.

In dieser Funktion baute er ihr ein einstöckiges Jagdschloss – ein Kleinod der barocken Baukunst, mit einem zentral gelegenen Spiegelsaal, einem Jagd- und Fasanenzimmer, neben dem die moderne Küche lag, für die der künstlerisch und technisch hoch talentierte Liliputaner einen Herd mit geschlossenem Feuerkasten konstruiert hatte. Den ersten seiner Art. Darauf brutzelten die Rebhühner, die Marias Mutter auf einer kreisrunden

Plattform des Dachs erwartete und dutzendweise vom Himmel schoss. Diese stupide Übung gestaltete sich umso leichter, als die aufgeregt kreischenden und flatternden Vögel von der nahe liegenden Fasanerie direkt vor die Gewehrmündung der bayrischen Kurfürstin gescheucht wurden, die nur noch den Hahn spannen, ihre Waffe auf der Schulter des vor ihr knienden Lakaien ablegen und abdrücken musste.

Maria hatte von ihrer lebenslustigen, mit den Jahren immer fleischiger werdenden Mutter die Jagdleidenschaft geerbt. Darum zeigte sie schon früh Interesse für die Bilderwelt der Amalienburg, die ihr eine ganz eigene Vorstellung von der Jägerei vermittelte. Am besten gefiel ihr die Göttin Diana, die als Halbplastik die Mitte der Ostfassade zierte. Sie war keine Matrone wie die Mama, sondern eine schlanke und ranke Bogenschützin. Weiteren Darstellungen war zu entnehmen, dass Jagen etwas anderes ist, als von bequemen Hochsitzen auf panische Vögel zu schießen. Als sie das begriff, rannte sie dem kleinen Architekten, der ihr weiteren Aufschluss über die Ikonologie des Jagdschlösses geben wollte, in großen Sprüngen davon, um ihren Hauslehrer zu bitten, sie mit Büchern über die griechische Sagenwelt zu versorgen.